

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Dienstag, 10. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Auf alle Fälle müssen wir jetzt Deine Mutter benachrichtigen und ihr mitteilen, daß wir sogleich Schritte zur Nachforschung unternehmen!“ meinte Hanfried.

Er biß die Zähne zusammen. „Vielleicht hat sie doch noch etwas mehr für mich übrig als für diesen Don Flavian!“ dachte er blühschnell und sagte dann, indem er leise, unbemerkt vom Albärle, über ihre Hand strich, die in den weiten Armelfalten des himmelblauen Dominos fast versank: „Das Beste wäre, daß wir noch heute nacht um zwei Uhr mit dem Basel-Frankfurter Schnellzuge nach Karlsruhe fahren und dort morgen früh um acht Uhr bei Öffnung des französischen Konsulates als Erste unser Visum holen. Dann nehmen wir um zehn Uhr den Fernzug München-Paris in Karlsruhe und steigen in Strassburg aus. Was meinst Du dazu, Albärle, könnte das klappen?“

„Ja. Und ich erwarte euch beide am Bahnhof in Strassburg!“

3. Kapitel.

Am andern Morgen war es Feliza, als ob sie aus einem sehr tiefen, dunklen Schacht langsam und mühsam wieder emporstiege. Wie aus dämmerigen Schleiern löste sich endlich auch ihr Bewußtsein heraus.

Sie träumte wohl doch noch und lauschte mit wieder gesenkten Augenlidern, ob sie nicht, wie so manches Jahr, das süße, geheimnisvolle Plätschern der weißen Marmorfantäne beim Erwachen hörte, das sie in Sevilla im marmornen großen Innenhof ihres nach arabischer Bauart so lustig-beschwingten Hauses jeden Morgen gewohnt?

Ach, das alles hatte sie ja vor kurzem hinter sich gelassen, als sie unter einem Druck heißer, nun unbegreifbar stark gewordener Lebenssehnsucht die Bande traditioneller Eintönigkeit und die Abgeschlossenheit eines andalusischen Frauenlebens zerriß, um im Gefühl endlicher persönlicher Freiheit in die Welt hinauszufahren!

Aber das hier war doch auch nicht das hübsche, ganz weiß gehaltene Zimmer, das Luitgard ihr dann in der Villa ihrer Eltern in Baden-Baden eingeräumt!

Mein Gott, wo war sie denn?

Sie richtete sich mit einem immer wacheren bestürzten Entsetzen im Bette auf und betrachtete dieses Blumenhemd aus feinstem gesponnenem Hanse, diesen Rock in lila-rosa breitgestreifter Seide. War das nicht das Malayenkostüm der Tänzerin? Und das trug sie hier im Bett? Zuletzt war sie in diesem Kostüm und dem lila Domino, der dort auf dem Stuhle hingeworfen lag, im Restaurant mit zwei Herren gesessen — und dann war es ihr sehr elend geworden, von einer betäubenden Müdigkeit. Sie hatte den Wunsch geäußert, sie sofort zu ihren Bekannten — oder in die befreundete Villa zu bringen. Und dann? Sie rief mit erstarrter Stimme nach Luitgard. Niemand antwortete.

Am Fenster, dessen Vorhänge sie nun zurückzog, bot sich ihr ein völlig fremdes Bild. Es war sichtlich der

Vorgarten einer Villa. Rings Schnee — und tiefste Stille. — Sie fröstelte. Sollte sie nochmals rufen? Oder aus dem Zimmer und auf die Suche gehen, um Aufklärung zu bekommen? In diesem Anzuge?

Da entdeckte sie — wie von unsichtbaren Händen bereit gelegt — Kleidungsstücke. Damen-Wäsche-Kombination, ein leicht wollenes Kleid mit Wolljumper, einen Mantel, einen modernen, einer Kappe ähnlichen Hut, — sogar einen Seidenschal. — Und alles vollkommen neu. Sie streifte alles nacheinander hastig über. Im ganzen paßte es ihrer zierlichen Figur. — Wer hatte ihr die Kleider gebracht, und was war die Ursache dieser Geheimnisse?

Hut und Schal und Mantel noch zurücklassend, eilte sie zur Tür und fühlte sie zu ihrer Erleichterung unvergeschlossen. Auf den Vorplatz mündeten noch mehrere Türen. Alle waren verschlossen. Immer noch regte sich nichts!

Vor ihrer Zimmertür führte eine Treppe weiter nach oben. Unwillkürlich stieg sie nach oben. Eine nur angelehnte Tür gab den Weg auf einen terrassenähnlichen offenen Balkon. Welch ein herrlicher Blick! Sie vergaß für kurze Zeit ihre Bedrängnis. Aber einen ursprünglich schön angelegten Garten, der jetzt nur in trostlosester Verwahrlosung versunken war, ging das Auge in die Weite. Zur Linken hoben sich hohe alte Bäume, die einen Festungswall begrenzten. Der grüne Rasen war jetzt erstorben unter einer Schneedecke.

Ein Festungswall — und dort ein Festungsgraben? Wie, wo war sie denn? Vor einem alten Tor, das vor Jahrzehnten als Festungstor zwischen den Mauern gesehen haben mochte, und dessen breite Sockelpfeiler zwei französische Kürassierhelme mit Raupenwulst in Stein krönten, ging ein Soldat langsam und monoton auf und ab. Er trug den steif abstehenden Mantel im Bleu de France der französischen Armee und den stumpf abgeplatteten Stahlhelm. Bei der Fahrt von Spanien nach Baden war sie durch Frankreich gefahren und hatte in französischen Garnisonen und in Paris diese Soldatengestalten gesehen. Wie kam sie nach Frankreich? Aber es fiel ihr ein, daß Luitgard ihr erzählt, es seien noch große Strecken deutschen Landes am Rhein von französischen Truppen besetzt und Baden lag ja dicht am Rhein.

Jetzt entdeckte sie, als sie ratlos-verzweifelt in die Ferne starrte, einen mächtigen Kirchturm in herrlichem Steinfiligran durch das winterliche Nebelgrau in den Himmel ragen. — War das eine Kathedrale?

In die tiefe Stille klangen die monotonen Schritte der auf und ab patrouillierenden Wache, die jedesmal unter den breiten Säulen mit den steinernen französischen Kürassierhelmen lehrte machte. Fast war es ihr, als sähe sie selbst hier in einem Gefängnis. —

Deswegen ging Feliza jetzt die Treppen wieder herab, bis ins Erdgeschoss, bei jedem Schritt stieg ihre bange Erwartung, ob sich nicht endlich jemand zeige. Tiefste Stille auch hier unten! — Mehrere der Türdrücker zu Zimmern an beiden Seiten blieben fest verschlossen. Da gab eine Tür nach.

Sie trat in einen mittelhohen Raum, der in Aus-

stattung, Tapeten, dem Ofen, genau den verblähten, verschlafenen, vergilbten Eindruck machte, wie ihr Schlafgemach oben. An einem runden Eßtisch in der Mitte saß eine Frau in geblühter Nachtsacke, unter der weißen Haube stahlen sich ein paar weiße Strähne hervor. Sie tunkte sich eben ein Stück goldgelber Brioche in eine sehr große Kaffeeschüssel und schien kaum erstaunt über Felizas Eintritt. Feliza sprach sie auf Deutsch, dann auf Französisch an, wo sie sich befände?

Die Frau zuckte die Achseln und deutete durch eine Handbewegung an, daß sie stumm sei. — Dann zerpflückte sie sich gelassen ein neues Stück Brioche und kümmerte sich nicht um Feliza.

Feliza beschloß, vor allen Dingen aus diesem unheimlichen fremden Hause zu kommen und suchte einen Ausgang. Die vordere große Haupttür war ebenfalls verschlossen. Aber nach hinten führte ein kleiner Raum zur Gartentür.

Raum hatte Feliza die Zimmertür eben hinter sich wieder verschlossen, als die Frau behende wie eine Rake aufsprang, und mit der Hand aus dem einen nur angelehnten Fensterflügel hinauswinkte. Auf diesen kommen Wint hatte sichtlich ein Mann gewartet, der draußen an der Gartentür stand und nun in demselben Moment in diese hintere Haustür eintrat, als Feliza das Freie zu erreichen suchte.

Sie erkannte Paco nicht, da er heute einen eleganten Straßenanzug trug, und sie sich gestern seine Gesichtszüge unter der Maske überhaupt nicht eingeprägt hatte. Noch in der Nacht hatten er und Don Basilio die weitere Ausführung des Auftrages genau besprochen, den Basilio im Geheimen von Madrid empfangen, und den Paco nun allein bis zu einem gewissen Ende führen mußte, da Basilio wegen dringender Recherchen in Paris bereits um 6 Uhr früh nach Paris zurückfuhr. Paco, der gestern in Gegenwart von Feliza überhaupt kaum zehn Worte geäußert, bediente sich heute zur Vorsicht nur des Französischen.

„Mein Herr, wo befinde ich mich? Ich sehe Sie an, sagen Sie es mir! Ich habe gestern Abend, als ich mit zwei Herren auf dem Maskenfest des Kurhauses von Baden-Baden sprach, in einem plötzlichen Übelsein die Besinnung verloren.“

„Ah, Sie befinden sich garnicht weit von Baden-Baden, Madame!“ fiel er ihr in die Rede, „wollen Sie dorthin zurück?“ Und er dachte im Stillen, als sie jetzt schnell bejahte, daß Basilio recht gehabt, als er die Schlaueit und Verstellungskunst dieser Exotin hervorhob, die nun so raffiniert war, ihr Ziel: Paris zu verleugnen, und auf einem Umwege über Baden-Baden ihre Pläne zu erfüllen hoffte —!

Dieses halbe Naturkind aus den Tropen hatte sicher noch eine schärfere Witterung für Gefahren als Menschen aus defakenten alten Kulturländern. —

Er zog die Uhr: „In zehn Minuten holt mich ein Auto hier ab. Ich habe in der Nähe von Baden-Baden in den großen Kurhotels auf den umliegenden Gebirgshöhen geschäftliche Abschlüsse zu tätigen. Ich bin Vertreter von primeurs (Frühgemüse). Deswegen habe ich eben hier in den großen Treibhäusern dieses Grundstückes dort hinten (er deutete nach in die Tiefe hinter hohe Taxusbüsche, hinter welchen sich jedoch keinerlei Treibhäuser befanden), Rücksprache genommen, was ich zu liefern versprechen kann.“

Feliza erinnerte sich, daß Luitgard von schönen Hotels der umliegenden Berghöhen erzählt, die man beim beginnenden Frühjahr besuchen wollte. Sie sah in ihrer angstvollen Ratlosigkeit jetzt vor allen Dingen diese Möglichkeit, zu Luitgard und deren Schutz zurückzukommen und war bei der Abgeschlossenheit ihres bisher immer so bevormundeten Frauenlebens so naivgläubig, in diesem Vorschlage weder eine Falle noch eine weitere Gefahr zu ahnen.

„Sagen Sie mir doch nur, warum ich mich hier befinde? Wem gehört dieses Haus?“

Er war auf diese Fragen vorbereitet und unterdrückte sein inneres Unbehagen über die Schwierigkeit

seines erhaltenen Auftrages, indem er sich höflich verbeugte und antwortete: „Ich kann Ihnen selbst nicht sagen, Madame, wem jetzt dieses Haus gehört. Der Besitzer ist nie anwesend. Ich selbst habe nur zuweilen in diesen Treibhäusern Abschlüsse zu tätigen“. Absichtlich machte er eine kleine Kunstpause, um ungezwungener zu wirken. „Aber mein Auto wird so gleich vorfahren — ah, sehen Sie, dort kommt der Wagen bereits die Allee herunter! Wenn Sie sich fertig machen wollen, Madame? Ich muß abfahren, um nicht zu spät in die Hotels zu kommen.“

Sie begriff, daß sie bis jetzt weder Hut noch Mantel anhatte, und eilte ins Haus zurück. Während sie die Treppen hinaufstieg, merkte sie eine bleierne Müdigkeit in den Füßen. „Ich werde wieder in die Nähe von Baden kommen und dann mit Luitgard in Sicherheit beratschlagen, was dies alles zu bedeuten hat“, tröstete sie sich, die Möglichkeit einer Hoffnung ergreifend.

Droben lag alles noch unberührt, wie sie das Zimmer verlassen. Ein wahres Grausen vor diesem sonderbaren Hause packte sie. Da fiel ihr Blick auf die einzelnen Stücke von Majans Malayenkostüm. „Sie hat es mir anvertraut“, dachte sie, „trotzdem es ihr eine Reliquie ist. Ich muß es mitnehmen und darf es nicht hier zurücklassen. So packte sie die Stücke schnell zusammen und umhüllte sie mit einem großen Bogen Papier, mit dem der Boden des offenstehenden Kleiderschranks belegt war.

Unten erwartete sie der fremde Herr, sie achtete nicht darauf, daß er inzwischen einen kleinen flachen Handkoffer zur Hand genommen. Und um sie auch während der letzten schwierigen Minuten abzulenken, in denen er sie noch nicht in seinem Gefährt hatte, sagte er, mit leichter Bewegung auf das große Buschrondell vor dem Hause und die Seitenstücke des Vorgartens deutend: „In dieser erbarmungslosen Kälte sind alle diese herrlichen Magnoliensträucher erfroren! Man sagt mir, daß sie sonst hier um diese Zeit bereits dicke Knospen tragen.“

„Wirklich, ist es hier um so viel wärmer? Aber wo sind wir denn?“ versuchte sie nochmals zu fragen. Er aber überhörte gleichwohl ihre Frage, indem er ihr die Wagentür höflich aufriß und sie dadurch zum Einsteigen zwang. — Sie war noch so benommen, daß ihr die gewisse Hast entging, in der alles vor sich ging, und mit welcher der Chauffeur — der seinen Platz gar nicht zum Öffnen der Tür verlassen, — sofort den Wagen in schnellsten Gang setzte.

„Machen Sie es sich bitte bequem, Madame,“ sagte er wieder in seiner glatten, unnahbaren Höflichkeit, die kalt und nicht wahrhaft elegant war, — und er benutzte seine Vorsorge: ihr die leichte Pelzdecke des Wagens über die Knie zu breiten, zugleich, um die Gardinen an den Fenstern zu senken.

„Es zieht während der Fahrt so durch die Fenster,“ meinte er, „es ist noch immer sehr kalt!“ Aber sie fühlte, wie er ihr wahrscheinlich dadurch den Ausblick über die Gegend nehmen wollte. Zuerst versuchte sie immer in kurzen Zwischenräumen eine Frage zu stellen. Aber er hatte nur die stete höflich-kühle Antwort: „Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen, Madame! Wenn Sie nach Baden zurückgekehrt sind, werden Sie sicher alles erfahren!“

Sie lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Nach einer Weile bot er ihr eine Erfrischung. In seinem aufgeklappten kleinen Handkoffer zeigten sich jetzt allerlei verlockende Dinge. Plötzlich wurde Feliza sich bewußt, daß sie ja heute morgen noch gar nichts zu sich genommen hatte und schon dieses Gefühl von Hunger ihr wieder aufsteigenden körperlichen Schlappheit zu. Appetitliche belegte winzige Brötchen hatte er, — Schokolade in angenehmer Form, und dann diesen herrlichen französischen Rotwein, der sich aus der leicht entfrorenen Reifflasche in dunkelroter Rubinfarbe in den silbernen Reisebecher ergoß —!

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling.

Vorfrühling — du schöne, herrliche Zeit,
Wenn es rauscht in den Lüften: „Es werde!“
Wenn im grünen, wehenden Schleierkleid
Die Hoffnung schwebt über die Erde.
Im Wald hebt ein Raunen und Flüstern an
Nach des Winters Ruhe und Schweigen —
Ein wirbelnder Wind bläst den Schnee vom Tann —
Läßt die Sträucher sich wiegen und neigen.

Die Eiskristalle am Bachesrand,
In der Sonne vergehend noch glänzen,
Doch bald wird des Frühlings süßes Sand
Ihn wieder mit Blumen umfränzen.
Schneeglöckchen wagen zuerst sich hervor,
Sie treten dem Schnee und dem Eise —
Und läuten zusammen im festlichen Chor
Die liebliche Vorfrühlingsweise.

Die schlafenden Eichen — schon halb erwacht,
Süß träumen von Blüthenkronen,
Die sie winden in der Frühlingsnacht
Von Veilchen und Anemonen.
Auf kahlem Gipfel ein Vöglein singt
— Und sträubet vor Lust sein Gefieder —
Weithin sein jubelnder Ruf ertlingt:
„Der Frühling — der Frühling kommt wieder!“
Anna Sola.

Zapfenstreich.

Skizze von Kurt A. St. Jentfielwig.

„Kostig.“
Der Oberst trat vom Fenster und beugte sich über den Kranken.
„Kostig, schied Er den Feldscher hinaus! Ich mag das Lament-
hergesicht nicht mehr sehen.“

Der Adjutant nickte. „Gehen Sie, Doktor, gehen Sie!
Lassen Sie ihn jetzt allein!“ Der Arzt zeigte eine belämmerte
Miene. „Nur jetzt — gehen Sie. Nachher können Sie wieder-
kommen mit Ihren Pflastern und Tränken. Nur jetzt — jetzt
lassen Sie ihn allein!“

Die Tür fiel hinter dem Arzt ins Schloß. Aber das bleiche,
blutleere Gesicht des Fürsten huschte ein leises Lächeln der Be-
friedigung. Er schloß die Augen. Seine schmale, abgezehrte
Hand suchte die des Adjutanten. „Kostig, jetzt kommt der große
schwarze Vogel. Er reißt seine gewaltigen Schwingen. Ich sehe
ihn. Er fliegt auf mich zu, Kostig. Immer größer wird er, immer
gewaltiger. Und er trägt eine Krone, Oberst, eine glänzende,
goldene Krone mit einem Kreuz ...“ Ein Hustenanfall beendete
den Satz.

Im Zimmer war es still. Durch die weiten Fenster drang
herbstliches Sonnengold. Die Strahlen tanzten durch den Raum,
tasteten sich vor bis zum Kopf des Kranken. Wirkten ihr Gold
in das Silber des gelichteten Haares.

Es war, als empfände der Fürst das Streichen des Lichtes.
Er schlug die Augen auf, versuchte, sich aufzurichten, und fuhr
sich mit der Hand über die Stirn. „... der preussische Adler war's
den ich sah.“

Aus der Ferne rollte dumpf Kanonendonner herüber. Graf
Kostig stand wieder am Fenster und starrte hinaus in den Park,
über die weiten, abgeernteten Felder, hinüber nach der bläulich
in der Ferne verschwimmenden Hügelkette des Vorgebirges.
Vort drüben mußte die Batterie stehen, links davon die Regiment-
Grenadiere. Nichts war zu erkennen. Weißliche Nebel verwehten
den Horizont. Pulverdampf.

Der Marschall bewegte sich. Krampfhaft versuchte er, den
verfallenden Körper aufzurichten. Der Adjutant half und hob
ihn die Kissen hinter den Rücken.

„Nach Er die Fenster auf! — Nach Er sie schon auf! So ...
der Quacksalber hat's verboten? Soll sich zum Teufel scheren
mit seinem Gefasel. Schieb Er mein Bett ans Fenster, los, los
— will Er zum Schluß noch eine Insubordination begehen?“

Das Bett des Kranken stand am Fenster. Der linde Herbst-
wind strich über die feberheiße Stirn. Mit harten, blauen Augen
durchforstete der Alte die Ferne. „Wo steht die Artillerie?“ Die
Karte lag vor ihm. Bitternde Finger strichen über die Schwarz-
weißzeichnung des Blattes. „Die Aufgabe?“ Der Adjutant
reichte ihm die Papiere.

Drüben, ganz weit in der Ferne war das Mandover im Gange.
Kartätschen hagelten. Gewehrfeuer trommelte durch die Stille.
Nichts war zu sehen, nur weißlicher Pulverdampf schwang sich
schwer auf zum stahlblauen Himmel. Näher kam der Schlachten-
lärm, lauter wurden die Schüsse. Und des Marschalls Ohr trant
selig diese harte Musik seines Lebens.

Da lagten einige Husaren quer über das Feld. Wild flatterte
der Dolman, rot leuchtete die Axtilla. Graf Kostig beugte sich
zum Kranken: „Vom Regiment Fürst Blücher.“

Die Stunden schlichen dahin. Weiter ging die friedliche
Schlacht. Der Marschall saß am Fenster und starrte hinaus. Der

Mittag krieg, der Tag neigte sich zum Abend. Schon hoben sich
frosthige Nebel feucht auf von Wiesen und Feldern. Irrend wo
rasselten Kanonen über schlechtes Pflaster. Kavalleriesignale
gellten durch die Luft. Marschschritt schüttelte herüber.

Ein alter, kranker Mann lauschte sehnsuchtsvoll am Fenster.
„Wann ist es zu Ende, Kostig?“

„Gegen fünf Uhr, Euer Durchlaucht.“

„... und jetzt ist es?“

„Ein halb nach vier.“

Die Feuereschüsse schwiegen. Der Marschschritt verhallte.
Die Signale verstummten. Still war es im Haus, stiller noch
im Park von Krieblowitz.

Der Marschall saß noch immer am Fenster. Das Sprechen
fiel ihm schwer. Dennoch stellte er Frage um Frage. Geduldig
antwortete der Adjutant.

„Laß Er satteln, Oberst! Reit' er hinüber zum Regiment
— zu meinem, verstanden? — Und hol' Er den Stabsstrompeter.“

Graf Kostig ging. Hufschlag scholl vom Hof. Der Fürst
wartete. Als der Arzt ins Zimmer trat, scheuchte er ihn mit un-
mutiger Handbewegung wieder hinaus.

Des Abends erste Schatten lasteten auf dem bleichen
Lande. Feucht und kühl war die Luft — herbstlich, von Sterben
erfüllt.

Gestern war der König hier, dachte der Greis. Der König
— er wollte Abschied nehmen ...

Pferdehufe schlugen das Pflaster. Der Marschall fuhr aus
dumpfem Brüten empor. Graf Kostig trat ein. Klirrend schlug
der Falsch gegen die Sporen, die Hand fuhr an den Tschako.
„Erste Eskadron des fünften Brandenburgischen Husarenregiments
Fürst Blücher zur Stelle!“

Der Alte nickte. Sein Blick wandte sich zum Fenster. Straffer
ward die müde Gestalt, leuchtend der Blick aus den sterbenden
Augen.

„Meine Mütze, Kostig!“ Er hielt das verblichene graue Tuch
mit dem blauen Streifen und dem Landwehrtkreuz an der Kolarde
in der Hand, stülpte es auf das weiße Haar.

„Ihren Säbel, Kostig!“ Der Adjutant legte die Waffe über
das Bett.

Draußen stand im sterbenden Licht eine Eskadron Blücher-
husaren. Rechts die Stabsmusik.

Der Rittmeister Stülpsnagel meldete.
Der Marschall dankte. Er sah kaum noch. Seine Augen
verschwammen feucht. Matt winkte die Hand. Lebende Lippen
flüsterten heiß: „Laß Er das Avancieren blasen! ... Wie damals
soll es klingen.“

Aufreizend hell ertösch das preussische Signal: Eigny,
Waterloo ... In sich zusammen sank der Feldmarschall. „... und
nun den Zapfenstreich.“

Draußen schwenkten die Husaren ein und ritten davon.
Kostig schloß das Fenster. Der Arzt trat ein. Jetzt konnte sich
der Kranke nicht mehr gegen den Pflasterlasten wehren.

Der Fürst hielt die Augen geschlossen. Das weiße Haar
leuchtete hell unter der alten Mütze von Belle Alliance. Ein
mattes Lächeln lag auf den Zügen des sterbenden Vöwen.

Drei Stunden währte das letzte Ringen. Dann bäumte
sich eine Kämpferbrust zum letzten Mal.

Und am Abend jenes 12. September 1819 sang über die
leuchtenden Nachtfeuer zweier Korps wehmütig der alte Zapfen-
streich.

Marschall Vorwärts war gestorben.

Der Schlangenriecher von Luxor.

Musa Muhameds keltamer Geruchinn. — Die gebändigte
Diademschlange. — Die Probe vor der Polizei.

Von Professor Dr. J. Schiller.

Merkwürdig klingen die Berichte von Reisenden aus
Afrika und dem schlangenreichen Indien über Menschen, die
eine staunenerregende Sicherheit und Kunstfertigkeit im Auf-
finden und Verlöten der Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln
besitzen. Es mag unter diesen Menschen, die den Fremden in
den viel besuchten Ausflugsorten Agyptens, Algiers und In-
diens ihre Kunst anpreisen, vielfach solche geben, die mit den
Gewohnheiten der Schlangen vertraut sind und genau wissen,
daß die Tiere ihre bestimmten Schlupfsorte haben.

In den letzten Jahren erregten einige Schlangenfänger
in Agypten und Algerien Aufsehen. Unter ihnen wurde be-
sonders berühmt Musa Muhamed, genannt der Schlang-
fänger von Luxor, über den verschiedene Reisende berichteten
und dem seine bewundernswerte Fähigkeit, die Schlangen zu
riechen, alljährlich ein kleines Vermögen einbringt. Dieser
Schlangenfänger versteht sich durchaus nicht darauf, nur an
jenen Orten die Schlangen durch seinen Geruch zu finden,
wohin er die Reisenden führt, sondern stellt es jedem frei,

in bester Gegend seine Kunst zur Anwendung zu bringen. Er wird stets von einem Gehilfen begleitet, der einen aus Schilfrohr geflochtenen Korb als Behälter für die gefangenen Schlangen trägt. Kommen die Reisenden an einem Orte an, wo Schlangen gefangen werden sollen, dann geht Muhamed fünf bis zehn Schritte voran, während sein Gehilfe aus Respekt vor den Fremden weit hinten nachfolgt. Dann bietet der Schlangenmann eine Leibesdurchsuchung an, um darzutun, daß er weder Schlangen in seinem Gewand mit sich führt noch vielleicht irgend etwas in seinen Kleidern birgt, durch das die Schlangen befänstigt würden.

Ruhig schreitet er, einen langen, am Ende gespaltenen Stod in der Hand tragend, dahin, saugt mit seiner Nase bald rechts, bald links vom Wege die Luft in sich ein. Stets hört man ihn monoton Koransprüche singen, die nur einen Augenblick dann ausbleiben, wenn er in seine Nase die Bitterung einer Schlange bekommt. Da liegt weit seitwärts vom Weg ein kleiner Haufen von Hirsestroh, auf den er laut rufend zugeht: „Ich rieche eine Kobra“. Mit einem Stod lüftet er auf der einen Seite ein wenig das Stroh, und plötzlich sieht man eine zusammengeringelte prächtige Schlange in ihrem Lager liegen. Er schiebt mit der Spitze des Stodes das giftige, mächtig zischende und in immer stärkere Erregung geratene Tier aus seinem Lager ein wenig heraus. Das Tier hebt den Kopf und bläht den Hals auf, um in Angriffslage überzugehen. Muhamed stößt die Koransprüche in mächtiger Erregung mehr bellend als singend hervor. Das Tier beruhigt sich, und dann ergreift es es plötzlich mit unheimlich schneller Bewegung von rückwärts in der Nähe des Schwanzes und hebt es empor. Ruhig hängt das Tier an seiner rechten Hand, nur das erste Drittel mit dem Kopf ist leicht aufwärts gebogen. Musa befindet sich noch immer in einer eigentümlichen Erregung. Das Tier wird kaum durch seinen Blick befänstigt, da er es nur hin und wieder anschaut, meist sind seine Blicke starr vor sich hin und auf die staunenden Zuschauer gerichtet. Unterdessen ist der Korbträger herangekommen, und Muhamed legt nun das sonst so bissige Tier, das sich kaum bewegt, in den Korb hinein.

Wieder schreitet der Freund der Schlangen einige hundert Meter dahin, und schon wieder ruft er: „Ich rieche eine Schlange!“ Einige Steine liegen unter einer Balme, auf die er wieder in großer Erregung zuschreitet. Bald sind die Steine mit seinem Stod verschoben, man sieht eine Öffnung im modrigen Boden, die er ein wenig erweitert, und schon schießt wieder eine Kobra heraus, die gegen seinen Stod anspringt. Aber nicht lange dauert das Zischen und Züngeln, nicht lange hält sie den Rachen aufgesperrt, nur kurz bläht sie mit funkelnden Augen den Ruhesünder an. Und wie sie den Kopf schlaff zur Erde neigt, ist sie auch schon wieder am Schwanzende gepackt. Das Tier scheint wie durch Zauberkräft von seiner Bisswut befreit zu sein, und der merkwürdige Mann legt das außerordentlich giftige Reptil um seinen von den Kleidern entblößten Hals. Dabei bleibt die Schlange ruhig; nichts verrät Anariffslust, höchstens spiegelt sich in den Gebärden Furcht. Schließlich löst Muhamed die Bindungen des langen Körpers von seinem Hals und legt die Schlange vorsichtig zu ihrer Artgenossin in den Korb.

Musa Muhamed war bald in ganz Ägypten so bekannt, daß die übrigen Schlangenschwörer und -fänger vor leeren Bänken sich produzierten. Denn alle Tage nahmen ihn die Fremden auf ihren Autos mit hinaus, damit er ihnen seine merkwürdige Fähigkeit, die Schlangen zu riechen, zeige. Der Reiz der Gaukler in Luxor und an anderen Orten ging so weit, Musa bei den Behörden als Schwindler anzuzeigen. Das taten auch einige Touristen, denen Musa nicht einwandfrei zu sein schien. Auf seinen Wunsch gab ihm das Gericht Gelegenheit, seine Fähigkeit draußen in der freien Natur im Schlangengefangen zu zeigen. Vor den mitgekommenen Sachverständigen machte er sich sofort an seine Arbeit, und bald roch er hier und dort giftige und harmlose Schlangen. Als er so in kurzer Zeit mehrere Duzend gefangen hatte, beantragten die Sachverständigen seine sofortige Enthaltung und waren höchst verblüfft über die merkwürdigen Fähigkeiten dieses Mannes. Er darf nun unbehindert seinem erträglichen Erwerb nachgehen.

Da in Luxor jeder Fremde von diesem Manne hört, gibt es selten einen, der die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen läßt, sich ein Duzend Schlangen fangen zu lassen. Aber Musa läßt aus Überglauben kein einziges der gefangenen Tiere, da er glaubt, daß es um seine Fähigkeit, die Schlangen zu riechen, geschehen wäre, wenn er die Tiere tötete. In diesem Falle würde es wahrscheinlich schon in der Umgegend von Luxor keine Schlangen mehr geben. Er läßt alle wieder frei.

Der Vater des Wolkenkrakers.

Leron S. Buffington gestorben.

In Minneapolis starb jetzt der Architekt Leron S. Buffington, der Mann, der den ersten Wolkenkraker zwar nicht gebaut, wohl aber erfunden hat. Sein Leben umfaßt mehr Jahre als der im Bau befindliche größte Wolkenkraker Stadtwerke haben wird. Mit 83 starb er und hat noch erlebt, daß in den Vereinigten Staaten 788 Hochhäuser sich erhoben und etliche in der übrigen Welt. Er war sehr stolz darauf, der Vater des Wolkenkrakers zu sein, und dieser Stolz war das Einzige, was er von seinem undankbaren Geisteskinde hatte. Erst an seinem fünfzigsten Geburtstag warf ihm der Wolkenkraker einen Schied über 2250 Dollars ab, die erste Lizenzgebühr aus einem Patent, das Buffington 1888 für den Bau von Wolkenkrakern erteilt worden war. Sein war der Gedanke des Stahlachsensystems, dessen Anwendung den Wolkenkraker erst möglich machte. Aber Buffington war ein Schlemihl und mußte 14 Patentverlebensprozesse durchführen und prozessierte 12 Jahre lang, ohne zu seinem Recht zu kommen.

„Man nannte mich allgemein einen Träumer“, erzählte der 80jährige, „als ich von Wolkenkrakern zu sprechen begann und heute, nach 50 Jahren, bezahlt Herr Rufus Raud, ein Großkaufmann aus Minneapolis, die erste Lizenzgebühr. Er zahlte sie durchaus freiwillig. Geklich ist er nicht verpflichtet, mir Lizenzgebühr aus einem Patent zu zahlen, das längst erloschen ist.“

Der Wolkenkraker ist ohne Zweifel aus einem Bedürfnis geboren, zu dessen Befriedigung eine Technik im wesentlichen zur Verfügung stand. Es gab Großstädte mit schnell wachsender Bevölkerung und stark beschränktem Raum, New York vor allem, dessen Felsboden die kühnsten Türme sicher zu tragen versprach. So schoben in den langen Perioden der Prosperität die Wolkenkraker aus dem Boden Manhattans, ein Wahrzeichen des Wohlstandes und des Eroberwillens der Neuen Welt, so entstand aus Wolkenkrakern jene einzigartige Silhouette, die den vom Meere sich Nähernden unweigerlich in seinen Bann schlägt. Diese Wolkenlinie aus Wolkenkrakern ist ein Anblick — nicht so erhaben wie die Akropolis, nicht so märchenhaft wie Venedig — aber großartig ist er doch.

Schnell entwickelte sich die Technik des Wolkenkrakersbaus und heute hat New York 188 Hochhäuser mit mehr als 21 Stodwerken, und in der ganzen Union stehen deren noch etwa 200. Sie sind übrigens vielfach einem mit Snobismus verwandten Prestigebedürfnis entsprungen, es galt und gilt für eine amerikanische Stadt als guter Ton, eine möglichst große Zahl möglichst hoher Wolkenkraker zu haben. Boston und Chicago besitzen je 65, Philadelphia 22, Detroit 19, Pittsburgh 15, San Francisco 8 usw.

Aber sie sind keine reine Freude, die Wolkenkraker. Gebaut ursprünglich, um Raum zu sparen, haben sie sich, über eine gewisse Höhe hinausgeführt, in der Großstadt von heute als eine beinahe unerträgliche Belastung des Verkehrs erwiesen. In seinen heutigen Formen empfindet der Verkehr ein Haus mit 50 000 Einwohnern und ihren täglich 200 000 Besuchern als Störung. Es gibt auch eine Rentabilitätsgrenze für Wolkenkraker. Jener 80stöckige Empire-Bau, der jetzt in New York unter der Leitung Al Smitts, des Präsidentschaftskandidaten von 1928, aufgeführt wird, bleibt knapp unter dieser Grenze. Die 105 Stodwerke, von denen noch zu Anfang der großen Krise viel die Rede war, hätten die Rentabilitätsgrenze wahrscheinlich überschritten müssen. Sie werden vermutlich gar nicht sobald gebaut werden. Es ist gesorgt dafür, daß die Wolken nicht allzu empfindlich gekratzt werden.

Wußten Sie das?

Die höchste Lebensversicherung der Welt hat der amerikanische Automobilmagnat Walter P. Chrysler genommen; sie beläuft sich auf 50 Millionen Mark.

In bezug auf Ehescheidungen hat Amerika die Führung in der Welt, und zwar wurden in Chicago allein im letzten Jahre 9670 Ehen geschieden.

Die bei Ausgrabungen kürzlich gefundenen Schminkeköpfe der alten Römerinnen, die diese vor 2200 Jahren benutzten, enthalten Schminke, deren Unternehmung ergab, daß sie aus äußerst giftigen Bestandteilen zusammengesetzt war.